

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Pechmarie und Hans im Glück.

Die Geschichte einer Jugendfreundschaft von C. v. Dornau.  
Nachdruck und Uebersetzungsrecht in fremde Sprachen vorbehalten.  
(Fortsetzung.)

Es machte ihm Freude, dabei in Marias schwarzglänzende Augen zu schauen, die jedes Wort von seinen Lippen zu lesen schienen. Vorgebeugt saß sie in allergeringstem Buhören. Dazwischen ließ sie in kurzen, harten Sätzen Bemerkungen, Zwischenfragen heraus, die ihm noch mehr vertietten, wie sie mit ganzer Seele bei seinen Interessen war. — Es rührte ihn, es tat ihm wohl. Auch daß sie manches nicht gleich richtig verstand, den Kern seiner Absichten nicht sofort erfaßte, störte ihn an ihr nicht. Im Gegenteil, ihm wurde bei dem kleinen Wortgefecht, das sich am Schlusse seiner Auseinandersetzung zwischen ihnen entspann, erst recht warm und gemütlich. Seine Frau war immer mit allem einverstanden, was er tat — sie liebte und bewunderte ihn, sie verlangte gar keine Erklärungen für das, was er sich vornahm, sie war das Echo seiner eigenen Stimme. Das war ja sehr bequem, sehr schmeichelhaft, aber es machte auch gedankenfaul. Die geistigen Waffen roseten dabei etwas ein!

Nein, Marie war im Anfang durchaus nicht mit seiner Absicht einverstanden, sich für die nächsten Jahre in ihrem winzigen Heimatsstädtchen niederzulassen und sich dort ausschließlich der Sammlung, der inneren Einkehr, der intensiven, durch keine Außendinge abgelenkten Arbeit hinzugeben. — Sie hatte erwartet, daß er zum mindesten eine größere Provinzialstadt wählen würde, wenn nicht Berlin selbst, wo doch der Strom geistigen Lebens am reichsten flöste. Erst nach und nach begriff sie halb, daß er jetzt zunächst keine Anregung von außen mehr haben wollte, keine brauchte, weil er sich des inneren Reichthums bewußt war, der aus sich selbst heraus zur Gestaltung drängte. —

„Ich bin nur erst ein Beginnender, liebe Marie — vergiß das ja nicht!“ sagte er unter anderem. „Der breite Strom ist nur für sichere, erfahrene Schwimmer — oder für die Lanen, Schlappen, die sich treiben lassen wollen. Ich bin keins von beiden, ich brauche die Stille, um zu erproben, was in mir ist.“

Sie schweig schließlich und reichte ihm mit einem trübem, ernstem Blick die Hand. Er schlug herzhaft ein — ihm war's, als habe er eben einen Sieg erröchten. Seine Frau hatte lächelnd und gelangweilt daneben gesessen, abwechselnd verstoßen ein wenig gegähnt und sich müsternd im Zimmer umgesehen. Jetzt, in der ersten willkommenen Pause, sprang sie auf die Füße und mahnte zum Ausbruch, „ehe die schrecklichen beiden Dickköpfe einen zweiten Jant begannen!“

Die beiden scherzhaft Beschuldigten sahen sich erstaunt an. „Aber wir haben uns doch gar nicht gezannt!“ rief Marie.

„Nein und ja — wie man's nehmen will,“ lachte Hans. „Jedenfalls war's nett. Schade, daß wir schon fort müssen, Marie — aber mich drängt's jetzt so gewaltig an die Arbeit, daß ich keinen Tag mehr verlieren möchte. Philipp Koch hat uns eingeladen, bei ihm zu wohnen, bis wir Wohnung gefunden haben und eingerichtet sind. Wir sehnen uns unjählich nach dem eigenen Heim — nicht wahr, Else? Dies Herumgereise in Italien und der Schweiz war ja sehr schön — himmlisch schön! — aber auch sehr faul.“

„Und sehr teuer,“ erklärte Frau Elfriede wichtig. „Wir haben mächtig viel Geld ausgegeben — wenn nicht Hans als Bräutigam so schön gespart hätte, würden wir's gar nicht geschafft haben. Manchmal war ich ordentlich erschrocken. Sie können sich gar nicht vorstellen, liebe Marie, wieviel so was kostet.“

„Du kannst dir nämlich auch gar nicht vorstellen, Marie, was für ein kleiner Geiztragen meine Else ist!“ Hans umschlang die junge Frau neckend mit einem Arm und zog sie an sich. „Alles war ihr zu teuer — wir durften nur in den billigsten Hotels wohnen und ja keinen Groschen unbesehen ausgeben. Sie ist darum auch durchaus damit einverstanden, daß diese langen, seligen Ferienmonate nun ein Ende nehmen und wir in die Stille und an die Arbeit flüchten.“

„Ja — Hans muß jetzt arbeiten. Nicht wahr, Fräulein Marie? Er muß fleißig sein und viel Geld verdienen. Dann können wir uns später je auch 'mal mehr leisten — wenn er erst berühmt geworden ist, und alle Menschen seine Bücher kaufen!“

„Nicht nur vereinzelt, gute, alte, unpraktische Freundinnen,“ vollendete Hans mit seinem schönen Lächeln.

Das junge Paar brach auf, nicht ohne daß Elfriede Marie noch einmal flüsternd ermahnt, ja nicht die bewußte Sendung zu vergessen. Die Adresse bekäme sie sofort. Und sie müsse auch sehr, sehr bald auf Besuch zu ihnen kommen — sobald sie nur erst fertig eingerichtet wären! Das müsse sie ihnen gleich jetzt fest zusagen.

Die letzten Sätze waren laut gesprochen, und Hans stimmte freudig ein. Marie zögerte: „Ich störe Euch ja nur!“ Aber er widersprach lebhaft.

„Du wirst mich nie stören können — nie!“ versicherte er immer wieder. „Und Else wird glücklich sein, wenn du kommst — das arme, kleine Ding wird viel allein sein, ich werde mich nun nicht mehr so ausschließlich mit ihr beschäftigen können, wie auf der Reise, wo ich höchstens 'mal ein paar Stunden Korrekturen zu lesen hatte! Also du kommst, sobald wir erst ein Heim haben — versprich mir das, Else wegen!“

Da legte Marie ihre Hand in die seine und versprach — und ihr Herz sagte: nicht Elses wegen, beinetwegen komme ich.

Aber ihr klarer Kopf wußte nichts davon. Der überlegte nur, kaum daß sie zur Tür hinaus waren, was alles sie den beiden schiden wolle für ihr neues Heim. — Es

waren ganz mütterliche Gedanken, voll treuer Sorge und stiller Vorfreude — was würde der Hans schimpfen, wenn die Bescherung mit einem Male da war! Den schönen alten Schreibsekretär würde sie ihm auch abtreten — an dem möchte er dann all' das Köstliche schreiben, was er künftig schaffen würde.

Die alte Kamille kam eine Viertelstunde später ins Zimmer, um abzuräumen. Aber sie fuhr auf der Schwelle zurück: ihre junge Herrin lag mit Kopf und gefalteten Händen auf einem aufgeschlagenen Buche und weinte so herzbrechend, so selbstvergessen, daß kein Laut aus der Außenwelt mehr ihr Ohr traf.

Die alte Getreue aber schlich ganz leise wieder hinaus, Topfschüttelnd, mit bebenden Knien, in wortlos tiefem, alles Versehen.

5.

Marie ward sich's erst nach und nach bewußt, wie wunderbar Kamilles Verhalten gegen sie sich von dieser Stunde an veränderte. Sie hatte heimlich, trotz allen Mutes, ein wenig Angst davor gehabt, was Kamille wohl zu ihrem Entschluß sagen würde, Hans Zuhoff einen Teil ihrer Möbel, ihres Silbers, ihrer besten Tafelgedecke abzutreten. — Aber die Alte zuckte mit keiner Wimper, als Marie vier oder fünf Tage später, nach Empfang eines eilig hingekrieglsten Briefchens der kleinen Elfriede, zuerst davon sprach. Sie warf nur einen einzigen, kummervollen Blick in Mariens abgewandtes Gesicht und machte sich dann eiligst an Rükchentisch zu schaffen — und das Klappern der Messer, die sie mit etwas zitterigen Händen zu putzen begann, übertönte den Seufzer, den sie nicht zu unterdrücken vermochte. Dann, nach schwüler Pause, während der Marie ziemlich bangen Herzens am Fenster stand — und auf den Hof hinausstarrte — und heimlich immer wieder nach der Alten hinhorchte, — kam eine kurze, gleichmütige Bemerkung über die notwendige Besorgung eines neuen Messerputzsteins — und dann, sehr nüchtern und geschäftsmäßig, die Frage, zu welchem Tage der Speditour bestellt werden sollte.

Marie atmete unbewußt auf und ging mit froher Miene nach vorn. Geschickt und freundlich half ihr Kamille in den nächsten Tagen bei Auswahl und Verpacken. Sie sagte kein Wort dazu, daß es immer mehr wurde, immer Besseres und Wertvolleres — Marie sah ja so glücklich, so zufrieden aus dabei! Sie scherzte sogar wieder mit der alten Getreuen, zog sie ein wenig auf und magte es selbst, den fetten, verwöhnten Puff zu necken. Und bei einer solchen Gelegenheit fiel's Marie nun doch auf, daß Milie ihre wechselnde Stimmung mit ungewohnter Milde ertrug.

„Du bist doch eigentlich schrecklich gut zu mir, Milie,“ sagte sie dankbar an dem Tage, an dem die reiche Sendung — ein ganzer, halber Möbelwagen voll — an Hans Zuhoff abging.

Die Alte sah sie schief von der Seite an.

„Ich? Unsinn! Wieso denn?“ knurrte sie, halb verlegen.

Marie lachte hell auf.

„Das war eben 'mal ein Klang aus früherer Zeit!“ sagte sie munter. „Im allgemeinen bist du jetzt so sanftmütig und friebfertig, Miliechen, daß mich's direkt beunruhigt! Ich erinnere mich dunkel, daß du schon einmal so nett zu mir warst — so schonend und rücksichtsvoll und nachgiebig — damals, als ich mit fünf oder sechs Jahren die Masern hatte! Aber an denen leide ich doch gottlob zurzeit nicht mehr!“

„Erwachsene Leute können auch noch Kinderkrankheiten haben!“ brummte Kamille und verließ eiligst das Zimmer. Marie sah ihr gedankenvoll nach. —

Es wurde wieder sehr still um sie her, nachdem die freudige Arbeit des Auswählens und Anstanzens, die lustige Unruhe des Verpackens und Fortschickens vorbei war. Dann, nach ein paar Tagen fast atemlosen Erwartens, kam Hans Zuhoffs Brief. Ein Gemisch von sehr ernsthaften Vorwürfen und gerührtester Dankbarkeit — Elfriede schrieb sehr drohlich darunter, daß der dumme Hans zuerst rundweg die Annahme habe verweigern, die ganze Bescherung zurückschicken wollen! Erst auf ihr inständiges Flehen, ihre Vorstellungen, daß er damit die gute, liebe Marie tödlich kränke, habe er sich erweichen lassen, das großmütige Geschenk anzunehmen. Diese Stiftung für ihren jungen Haushalt, von der sie, Elfriede, ebenso völlig, ebenso grenzenlos überrascht sei als er —

Das war natürlich ein Scherz der jungen Frau. Sie mußte ihm ja schon längst gebeichtet haben, daß sie von

Mariens Vorsatz gewußt hatte. Zum Schluß vereinigten sich beide Eheleute in der dringenden und herzlichen Wiederholung ihrer Einladung, sich sobald als möglich in dem jungen Hauswesen sehen zu lassen, zu dessen Ausstattung sie so wesentlich beigetragen hatte.

„Daß du so bald — und so oft — und so lange als nur möglich zu uns kommst — das ist die einzige Möglichkeit, mich wirklich Freude an deiner überreichen Schenkung empfinden zu lassen!“ schrieb Hans. „Du mußt uns das Bewußtsein geben, daß du wirklich zu uns gehörst, damit wir's tragen könnten, daß du uns sonst so viel gegeben hast — Heute haben wir den vierzehnten Juli. Wenn du nicht innerhalb der nächsten vier Wochen herkommst, kündige ich dir die Freundschaft und schicke dir gleichzeitig den ganzen Kreppe! retour.“ —

Kamille sagte nichts, als sich Marie wirklich Anfang September, nach mehrmaligen dringenden Mahnungen des jungen Ehepaars, zur Reise in die alte Heimat anschickte. Kein Wort sagte sie, weder der Zustimmung noch des Abwartens. Marie hatte bestimmt das eine oder das andere erwartet. Diese stumme, melancholische Fügbarkeit reizte — und beunruhigte sie.

„Du bist höchst langweilig manchmal, Kamille,“ bemerkte sie schmolleud.

Kamille ertrug auch das ohne Widerrede. Sie wurde immer schweigsamer. Und wenn sie Marie antreden oder ihr antworten mußte, geschah's mit Sanftmut, mit einer geduldigen Nachsicht, die ihren Pflögling genau so launisch, ungerecht und ungeberdig machte, wie vor über zwanzig Jahren — als die kleine Marie wirklich an ihrer Kinderkrankheit litt. —

(Fortsetzung folgt.)

## Zur Geschichte des Osterfeuers.

Von Franz Pflüger.

Es ist das alte Bild in jedem Jahr, wenn wir unter dem Strahlen der ersten Frühlingssonne die starre Natur zu neuem Leben erwachen sehen, und doch schauen wir es jedes Jahr immer wieder aufs neue mit frohem Entzücken. Und wie heute, so war es vor Jahrhunderten, vor Jahrtausenden, denn auch unsere heidnischen Ahnen besaßen ein tiefes und inniges Naturgefühl, und zu keiner anderen Zeit äußerte es sich so lebhaft wie zu Beginn des Frühlings. Sie litten ja viel schwerer unter den Unbilden der rauhen Jahreszeit als wir. Erwachte endlich die Erde aus winterlichem Schlafe, wurden die Tage länger und wärmer, zeigte sich das erste zarte Grün in Feld und Fluß, so konnte der Jubel keine Grenzen. Frohe Feste wurden gefeiert, und vor allem grüßte die leben- und gegenwärtige Sonne mit mächtigen Freudenfeuern. Sie waren neben verschiedenen Opfern der wichtigste Bestandteil des großen heidnisch-germanischen Frühlingsfestes.

Die Feuer galten unieren Vorfahren als Symbole des leuchtenden, lebenerwachenden Sonnenlichtes und als Symbole der Licht- und Frühlingsgötter, die nach langem, hartem Kampfe die froststarrten Winterriesen siegreich in die Flucht geschlagen hatten. Gleichzeitig erhoffte man von ihnen aber auch heiligende und reinigende Wirkungen. Mit der wiederkehrenden Sonne kamen nämlich nach altgermanischem Volksglauben auch die schädigenden und krankheitsbringenden Dämonen wieder in das Land, und diese markten gleich beim Eintritt des Frühlings abgewehrt werden, damit sie Menschen und Tieren kein Unheil bringen und insbesondere auf den Feldern, zu deren Bestellung man sich eben anschickte, keinen Schaden anrichten konnten. Zur Abwehr dieser unwillkommenen Gäste war aber nichts geeigneter als der Rauch heiliger Feuer; pflöglten doch unsere heidnischen Ahnen auch bei jeder Besitzergreifung den neu erworbenen Grund und Boden mit Feuerbränden zu umgehen, um das nun zu bebauende Gebiet zu reinigen und alle schädigenden Dämonen zu bannen.

Als die christlichen Sendboten ins germanische Land kamen, da fanden sie diese Feuersitten so fest eingewurzelt, daß an eine Ausrottung nicht zu denken war. Sie ließen sie deshalb auch ruhig bestehen und suchten sie nur nach und nach ihres heidnischen Charakters zu entkleiden. So blieben diese Frühlingsfeuer unierem Volke erhalten, und sie haben sich bewahrt bis herauf in unsere Zeit, am ursprünglichsten in den Teilen uneres Vaterlandes, die von niedersächsischen Volksstämmen besiedelt sind.

Noch heute sammeln die Knaben in Nordthüringen mit dem Rufe:

„Die Kirche ist aus,  
Gelt's Osterholz raus!“

alte Besen, Stroh, Holz, Reisig und sonstige Brennmaterialien und schickten sie an einem herkömmlich gewählten Orte, meist einem in der Nähe gelegenen Berge, um einen Hahl her, um zu einem hohen Turme auf. In einzelnen Gegenden Westfalens und in Oldenburg befestigt man Tertenonnen auf stromumwickelten Tannen. Beim Entzücken sammeln folgen die Kinder:

„Gebet us'n Heeten tot Osterfir,  
 De offen Teertinnen sind so darr (teuer)!  
 Gen is mir, woe is watt,  
 Tree, denn gah wie usen Batt!  
 Lot us nich to lange stahn,  
 Denn wie mist nah wieter gahn.“

Wieder in anderen Gegenden wird ein Wagenrad glühend gemacht oder radförmig um einen Pfahl aufgeschichtetes Reisholz entzündet. Hier und da wandern die heranwachsenden Knaben und jungen Buben schon wochenlang vorher an den Sonntag-Nachmittagen hinaus in den Wald und hauen Schwarzdornen ab, schleppen trockenes Holz zusammen und lassen auch sonst geeignete Holzstücke mitgeben. In den letzten Tagen vor dem Feste wird dann alles zu einem haushohen Haufen geschichtet und am Osterabend unter dem hellen Jubel des ganzen Dorfes entzündet.

Uebrigens sind die Osterfeuer auch im Süden unseres Vaterlandes nicht ganz unbekannt. Im oberen Wörnitz- und Altmühlthal wird z. B. von Neujahr ab von den Buben fleißig fürs Osterfeuer gesammelt und am Ostermontag flammen nach dem Abendläuten die Holzstöße auf. Wie Bronner in seinem Buche „Von deutscher Sitt' und Art“ mitteilt, gilt dort noch heute der Spruch: Wer rocht viele Osterfeuer zählen kann, bleibt das ganze Jahr hindurch gesund; wer gar keines sieht, stirbt bald. Deshalb humpeln Kranke und Gebrechliche, die ans Stübchen gefesselt sind, ans Fenster, um wenigstens einen Blick zu den heilbringenden, segensvollen Feuern hinausheren zu können. Die Dorfbewohner gehen vor den Häusern auf und ab, die Mädchen singen Lieder, von den Höhen aber ertönt helles Jauchzen. Die Buben schwingen brennende Besen, daß die Funken fliegen, und laufen den Hügelrücken entlang oder den Hang hinab.

Die Feuer sind oft von inoposanter Wirkung, rechnet man doch im südlichen Oldenburg acht bis zehn Fußer Holz auf ein einziges, und es besteht zwischen den einzelnen benachbarten Ortschaften ein reger Ehrgeiz; jedes Dorf will das schönste Osterfeuer haben. Vielfach zieht man mit Musik und Gesang hinaus, und die Burschen tragen hier und da mit Petroleum getränkte, brennende Torfhoden an langen Stangen als Fackeln dem Zuge voraus. Die Jugend treibt allerlei Schabernack, die Alten aber schauen sinnend in die Flammen oder zählen die in der Umgebung aufblitzenden Feuer.

Sene uralten Frühjahrsfeuer feiern eine Neubelebung in den kirchlichen Osterfeuern. Schon zu des hl. Bonifatius Zeiten war in Deutschland der Brauch angekommen, das heilige Feuer durch Schlägen aus einem Stein oder durch ein Brennglas von Bergkristall hervorzurufen, feierlich zu weihen und daran die Osterkerzen zu entzünden. Neues, von jeder erdhaften Belegung reines Feuer sollte es sein, das bestimmt war, den Auserwählten in seinem unsterblich und unerwischlich gewordenen Verklärungsleibe sinnbildlich vorzustellen.

Die Ceremonie nahm bald eine allgemein gültige Gestalt an, die im großen und ganzen noch heute besteht. Am Morgen des Karfreitags werden alle kirchlichen Lichter gelöscht und mit Hilfe von Stahl und Stein, Kristallen oder Brennpiegeln „neue“ Feuer erzeugt. Kohlen, die vorher gesegnet worden sind, werden mit Hilfe der genannten Feuerspender glühend gemacht, damit die Osterkerze entzündet und mit dieser wieder alle übrigen Lichter. Hierauf begibt man sich in feierlicher Prozession auf einen freien Platz an der Südseite der Kirche. Hier ist von Holzstücken und Pfählen ein mächtiger Stof errichtet, der nun von dem Priester geweiht und ebenfalls mit der Osterkerze entzündet wird. In diesem Feuer werden gewöhnlich auch die abgängigen geweihten Sachen verbrannt: die Wolle, die der Priester bei der Taufe und der letzten Oelung zum Abwischen des heiligen Oels gebrauchte, Kerzenreste, alte Mehrgewänder, Chorhemden, auch wohl schadhafte gewordene Grabkreuze u. dergl. m. Und während man in heidnischer Zeit die Symbole der feindlichen, nun besiegten Winterriesen verbrannte, wirt man jetzt wohl auch die Stroßfigur des Verräters Judas in das Feuer.

Wie der Brauch der Osterkerze selbst, so ist auch der Glaube an ihre Zauberkräft noch allenthalben im Volke lebendig. Im Braunschweigischen glaubt man, daß, soweit die Feuer leuchten, die Felder fruchtbar werden und die Häuser, die von dem Schine des Osterfeuers befeuchtet werden, im folgenden Jahre vor Feuersbrand geschützt und vor Krankheit bewahrt sind. Der Rauch des Osterfeuers bringt den Feldern ebenfalls Fruchtbarkeit und Schutz vor Wetterfchaden. Um alle Felder dieses Segens teilhaftig werden zu lassen, reihen in Oldenburg die Knaben brennende Stroßbündel aus den Feuern und eilen damit über die Acker. Man läßt wohl auch angezündete Stroß- und Reisigbündel über die Saatfelder rollen, um „das Korn aufzuwecken“. Die Kohlen des Osterfeuers werden den Tieren ins Trinkwasser geworfen, und die Asche wird auf die Felder gestreut. In der Altmark wird die Asche auch als heilkräftiges Mittel bei den verschiedensten Krankheiten des Viehes verwendet, und durch Kreuzzeichen, welche man mit Osterkohlen an Tor und Thür macht, wird das Haus vor Beberung geschützt.

In Süddeutschland und den Alpenländern werden je nach den verschiedenen Gegenden mächtige Eichen- oder Buchenspäße, oft auch Pfähle von Nußbaum oder Kastanie herbeigeschleudert und ins Osterfeuer gehalten, bis die Spitze leicht abgebrannt ist. Darauf werden diese „Wetterpfähle“ herausgezogen, zu Hause

sorgfältig aufbewahrt und bei drohendem Gewitter in ein kleines Feuer gelegt, um geweihten Rauch zu den Wolken emporzuheben, damit kein Blig das Haus, kein Hagel die Gärten und Felder treffe. Aus Teilen dieser „Osterbengel“ werden hier und da auch kleine Kreuzchen gefertigt, die an einem bestimmten Tage an die Obstbäume oder auf die Felder gesteckt werden, um diese vor Hagel, Mißwachs und Ungeziefer zu bewahren. Teile der Osterkerze werden am Pfuge angebracht, um dem Felde Segen zu bringen. Statt der ungeheuren Pfähle führen die Knaben in einzelnen Teilen Badens und Bayerns auch glühende Baumstämme heim. Sie halten sie in das gesegnete Osterfeuer und schwingen die glühenden Stämme auf dem Heimwege an einem Eisenhängchen. Dadurch soll das Feuer für das Jahr gezähmt werden. Zu Hause angekommen, werden alle Räume mit dem heiligen Feuer ausgeräuchert.

So hat sich neben dem Brauch des Osterfeuers auch der ursprüngliche tiefe Sinn dieser Sitte erhalten. Wie zu der Urväter Zeiten, so schreibt man auch heute noch diesen Feuern segens- und schutzpendende Kräfte zu.

### Die Ententepolitik auf der Marionettenbühne.

Uns wird geschrieben: Die Gelegenheit, das Erläuben einer neuen Kunstgattung zu melden, ist selten genug; darum ziemt es sich, je beim Schopf zu packen und beim ersten Anlaß die Feder zu ergreifen. Und wenn es nicht etwas ganz Neues zu berichten gibt, so beschäftigt man sich doch fast ebenso dankbar mit der Wiederbelebung eines längst Verschlornenen. Eine solche Wiederbelebung hat jetzt in Berlin stattgefunden. Schauplatz: ein kleiner, entsündender Theaterraum in den Ausstellungshallen am Zoo, über der Pforte die vielversprechende Aufschrift: Marionetten-Theater Münchener Künstler.

Das Wiederaufblühen des Marionettenspiels zur Kriegszeit wurde im allgemeinen bereits gewürdigt; und ebenso wurde auch schon mehrfach der besonderen Ergößlichkeiten der Münchener Marionetten gedacht, aus deren ursprünglich kurz geplanten Gastspiel ein höchst erfolgreicher Daueraufenthalt in Berlin wurde. Was man hier sah, war stets hübsch, amüßig und spaßhaft. Ein wahres Labial für Augen und Nerven, wenn man der von Detektivromanen strotzenden Darbietungen in den modernen Tempeln der Lichtspielmaße gedachte. Aber bisher herrschte doch eine gewisse Einseitigkeit, alldieweil die Marionetten zwar tanzten, sangen und iranzten, sich aber mit Helben- und Moritaten, sowie kleinen Opern begnügten. Die Würze des Marionettenspiels, die in seiner alten Blauzeit ihm zu so hohem Ruhme verhalf, der politische Witz, fehlte. Jener Richtung verdankte man manche politische Karikatur, die sich wenigstens dem Namen nach bis auf unsere Tage erhalten hat, es war Geschichte im Fernspiel, es war stets — Scherz, Satire und Ironie mit tieferer Bedeutung. Das ist, was der neuen Marionetten-Aera bis heute fehlte. Oder genauer gesagt: bis gestern. Denn gestern abend gab es im Berliner Heim der Münchener Marionetten die erste politische Uraufführung.

Die jetzige Zeit schreit geradezu nach geistreichem Satirspiel, und niemals könnte man es mit einem verständigeren Publikum zu tun haben, da heute jeder dankbar auf zeitgemäße Ironie eingeht. Und wenn dann noch die mit einer rasend komischen Gen-Karikatur geschmückten Plakate eine wirige Beleuchtung der Ententepolitik versprechen, ist es kein Wunder, den Saal ausverkauft und die Geister gespannt zu sehen.

Die Neuheit, die so epochemachend einsetzte, heißt: „Gren und Co.“ oder „King Edwards unselige Erben“ und charakterisiert sich selbst als ein lustiges Puppenspiel aus erster Zeit. Die Schöpfer versprechen echten Münchener Humor: denn die Figuren stammen von dem Simplicissimus — Meister Olaf Gulbrandsen, Verfasser ist Fritz v. Oßini. Die begleitende Musik rührt — wie bei einer scherzhaften Angelegenheit sehr verständig — von Offenbach her, sie ist dem „Drohheis in der Unterwelt“ entlehnt.

Wah, denkt man, also ist der Teufel mit im Spiele; bei der Entente eine sehr begreifliche Sache, nicht wahr? Da schwebt auch schon der Vorhang in die Höhe, und wir sehen den überwältigend hageren und eroberungsgierigen Lord Gren, mit gut gespielter Demut über ein dickes Gebetbuch gebeugt. In diesem, „Die G. m. b. H.“ betitelten ersten Akt geht die große Verschwörung vor sich. Lord Gren und John Bull können die Konkurrenz deutscher Tüchtigkeit und deutschen Fleißes nicht mehr ertragen und suchen nach einem Grund, loszuschlagen. Der aus Deutschland stammende Diener Rasperl muß die anderen Verschwörer hereinleiten — den zappligen DeLasse und den würdigen Russen Fürst Wodkassoff oder Wudkassoff. Sie beschließen den Krieg, wobei John Bull für England die beschiedene Erklärung abgibt: „Erobern wollen wir, die selbstlos frommen, so gut wie nichts — bloß das, was wir bekommen!“ Am unbedeutensten ist Italien. Es verlangt: „Nach Norden hin die Abgrenzung, etwa bis Berlin. Und ferner jeden Ort in jedem Land/ Wo jemals ein Maronibrater haud!“ Sämtliche wilden Völkerschaften marschieren zur Hilfe auf, und nachdem auch der Lügenfessel Horrißlibrisch aus der Hölle herbeitelephoniert wurde, kann der Krieg beginnen.

Der etwas magere zweite Akt zeigt, wie der gute Michel harmlos den Feierabend genießt, ohne das sich drohend zusammenballende Gewölk zu bemerken. Erst als es vor seiner Nase blüht

und tonner, gürtel er sich zum Streit, der aus einem englischen Interferenzlager entwundene Kaiserl bringt den Oesterreicher Josef und den Ungar Janos als Verbündete herbei.

Im dritten Akt erleben wir das letzte Aufgebot der Entente, die in der Hölle nach Hilfe sucht. Hier wird auch König Edward beim Hölleinsatz um seinen Rat angegangen. Lloyd George als unauflöslicher Rüstmaßer stürzt herbei und wendet über das deutsche Friedensangebot. Die letzte Hilfe soll der Geldbeutel Mammon bringen. Der Landsarm der Unterwelt wird ausgehoben. Alle bösen Geister rufen zum Endkampf, den uns erst ein zweites Marionettenspiel wird auflösen können, wenn alles vorüber ist.

Das erste politische Stück begnügt sich leider mit einer Aufzählung des bisherigen Kriegsverlaufes. Was es in Worten an Witz vermissen läßt, spendet es jedoch in den politischen Puppen, die jedermann wird sehr wollen. Möge das politische Spiel sich weiter entwickeln und auch eigene Phantasie zu Hilfe nehmen. Dann wird es vielleicht eine Renaissance der Zeitsatire geben — einen deutschen Politicinel. Unsere Kunst des Humors könnte ihn gut gebrauchen.

**Vermischtes.**

\* Was amerikanische Schulkinder vom Kriege wissen. In Caroba gibt es wohl kein Schulkind, von dem jüngsten abgesehen, das nicht mit den Schaulägen des Weltkrieges vertraut wäre und die führenden Persönlichkeiten der kriegsführenden Staaten, was bei einer Schulprüfung in Kalifornien in einer Weise zutage getreten ist, die das Kopfschütteln aller Mitslieder des Prüfungsausschusses erregte und bei deutschen Lesern sicher ein Lachen auslösen wird. Die Schüler einiger Gymnasien in San Francisco, Los Angeles, San Jago und Sacramento bekamen in der Prüfung lauter Fragen vorgelegt, die sich auf den Weltkrieg bezogen. Wer ist Joffre? Antwort: Ein berühmter Boger. — Wer ist Lloyd George? Hier waren die Meinungen der jungen Amerikaner recht geteilt; die einen machten ihn zum König von England (der freilich auch George heißt), andere erklärten ihn für den Leiter der amerikanischen Zeitschrift „Atlantic Monthly“ (der George Lloyd heißt), und nach der Ansicht anderer Prüflinge ist Lloyd Georges „ein berühmter Mann, der mit der „Lusitania“ untergegangen ist. Die „Lusitania“ hielten mehrere Gymnasien für „einen amerikanischen Dampfer, den die englische Flotte beschossen und versenkt hat!“ Viel Verwirrung herrschte in den Köpfen der jungen Amerikaner über den englischen Oberbefehlshaber an der Somme, Sir Douglas Haig. Er wurde für „einen berühmten Staatsmann im Haag“ erklärt, vermutlich, weil der englische Name für Haag, Hague, ebenso wie Haig ausgesprochen wird. Der Name Haunth, der beinahe täglich in fast jeder Zeitung zu lesen war, ist vielen amerikanischen Gymnasien so wenig bekannt, daß sie darunter eine Stadt in Frankreich verstanden, und die Stadt Saloniki wurde von ihnen sogar zu einem Viehwirtschaften gemacht! Andere wählten es freilich besser: Saloniki ist der Präsident von China, falls es sich nicht etwa um einen berühmten Japaner handelt! Daß die kalifornische Jugend Richter für den deutschen Botschafter in den Vereinigten Staaten hielt, sei nur beiläufig erwähnt; Polen — Poland in englischer Sprache — wurde, offenbar, weil es vollkommen chineesisch klingt, für eine große Stadt in China gehalten, und Rumänien, auch aus Gründen des Wortklanges, nach Italien verlegt, wo es die Rolle einer Stadt spielen sollte. — Aus dieser Liste haarsträubenden Unsinns, die ein schwedisches Blatt mitteilt, darf man natürlich, da nur die falschen Antworten mitgeteilt werden, nicht voreilig auf das Wissen der amerikanischen Schüler im allgemeinen schließen. Es sagt aber innerlich genug, wenn man erfährt, daß der Ausfall der Prüfung den kalifornischen Schulinspektor dazu veranlaßt hat, eine Umgestaltung der Lehrpläne von Grund auf vorzuschreiben.

\* Zur Schonung von Bürsten und Besen. Wir können die unvollkommene und nicht geringe Ausgabe für eine Neuanschaffung beträchtlich hinausschieben, wenn wir auch diesen Bestand unseres Haushaltes sozusagen „pflegen“. Zunächst sollen, wie wir der Frauenzeitschrift „Dies Blatt gehört der Hausfrau“ entnehmen, Besen und Bürsten gleichmäßig — nicht etwa an einer Stelle oder Seite mehr — abgenutzt werden. Empfehlenswert ist es, da, wo die Hausfrau nicht selbst diese Geräte unter ihrer Obhut hat, schon bei der Anschaffung darauf zu achten, daß sie längere Bürstenbespannung haben. Der Preis ist dann wesentlich geringer. Jedenfalls sollte man die ganze Fläche des Fegers möglichst gleichmäßig benutzen und die Besen niemals auf die Vorder-, sondern auf die Holzseite legen, wenn man sie aus der Hand gibt. Wie oft sieht man auch Bohner, die infolge einseitiger Abnutzung gar nicht mehr imstande sind, die Bodenflächen richtig zu bestreuen. Im Ruberzustand müssen diese Gegenstände alle dezent an Haken hängen, daß die Borsten frei über dem Boden schweben. Hat man keinen Besenstank, so diene dazu ein Brett, unter dem die Haken angebracht werden. Eine Hauptsache ist auch die Reinigung der Besen und Bürsten von Staub u. d. Schmutz, die sich naturgemäß in den Borsten ansammeln. Mit schmutzigen Geräten läßt sich außerdem nicht reinigen. Von Zeit zu Zeit müssen die Borstenmoaren in ganz heissem Wasser, in dem etwa Soda aufgelöst wird, tüchtig durchgeschwemmt und dann nochmals in ebenem heissem Wasser nach-

gespült und an warmer Stelle oder freier Luft völlig getrocknet werden. Die Stiele werden abgeseift.

**Bühnerisch.**

— Russen und Balten. Von Geh. Rat Prof. Dr. Otto Seeß. (Verlag von Behagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.) „Nach ein Beitrag zur Erörterung unserer Kriegsziele“ könnte man die vorliegende Schrift nennen, die den Gegenjah zwischen Russen und Balten schildert. Der Verfasser, selbst Balte von Geburt, spricht zunächst von der Entwicklung und Eigenart des russischen Volkscharakters, wobei er namentlich den russischen Soldaten, wie er uns in den Kämpfen unserer Tage entgegentritt, trefflich charakterisiert. Im zweiten Kapitel sehen wir die Russen unter dem Einfluß des Westens, um schließlich zu den Deutschen im russischen Reich geführt zu werden. Das Buch klingt aus in der wohlbegründeten Forderung, daß die Ostprovinzen Rußlands dem Deutschen Reich eingegliedert werden müssen, und zwar besonders mit Rücksicht auf die deutschen Balten, die es verdienen, daß Deutschland ihnen als Retter erscheine.

— Reinhard Johannes Sorge: Der „Bettler“. Eine dramatische Sendung. 1912. „König David“. Schauspiel 1916. Beide im Verlag S. Fischer, Berlin. Zwei vielversprechende Werke eines von den Bogen des Weltkrieges Verdrängenen. In dem „Bettler“ reizen sich meisterhaft komponierte Szenen aneinander. Aus jedem Wort, aus jedem Bild spricht ein ganzer Dichter, der hier ein seltsames Mosaik von tiefen Gedanken geschaffen hat, die sich nicht immer gegenseitig bedingen oder erläutern, aber dennoch einen einheitlichen Etil repräsentieren. So wird und jugendlich aufbauend die Gedanken oft sind, ihre Sprache ist wie Musik, und ein feierlicher Rhythmus durchzieht Prosa und Poesie. Dieses Erstlingswerk trug dem Dichter den Reichpreis ein. In dem „König David“ ist der Rhythmus des Geschehens noch feierlicher, sind die Worte noch gewählter. Kein Zweifel, daß nur ein wirklich Dichter solche Szenen schaffen konnte. Ob gewollt oder ungewollt, auch dieses Werk bleibt ein auf matt gestimmtes Mosaik, aber nur ein tief dichterisch und religiös veranlagtes Herz ist solcher Kraft und Sprache mächtig.

— U-Boot gegen U-Boot. Von Oberleutnant a. S. v. Heimburg. 1 Mark, gebunden 2 Mark. Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin. Wenn man die Berichte des jungen U-Bootskommandanten über seine Tätigkeit im Mittelmeer und den türkischen Gewässern liest, sollte man fast glauben, es gäbe nichts Einfacheres auf der Welt, als so eine Jagd unterm Wasser. Der U-Booter erzählt als echter Seemann mit jenem trockenen Humor, der sich durch nichts aus dem Gleichgewicht bringen läßt und selbst die verwiddesten Vagen so gemütsruhig dorkstellt, als ob gar nichts Besonderes los sei. Dabei fährt er uns von einem spanenden Abenteuer zum andern.

— Deutscher Wille (Kunstwart). Erstes Märzheft 1917. (Kriegsausgabe zum ermäßigten Preis von 3,60 M. vierteljährlich. Verlag von Georg D. W. Callwey, München.) Der einleitende Aufsatz von Avenarius „Nach Amerika“ gibt einen kritischen Ueberblick über die Lage zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten, wie sie geworden, und wirt psychologische Schlaglichter auf Wilsons Politik. — Erich Schärer behandelt die Frage nach dem „Imperialmonopol“ vom volkswirtschaftlichen, staatlichen und ethischen Interesse aus und empfiehlt seine Einführung in unser Zeitungswesen. — Aus Kunstgebiet wandert sich ein Aufsatz von Avenarius über Klinger, der den Plastik in diesem allseitigen großen Meister würdigt. — „Die deutsche Frauenbewegung und die Erwerbsarbeit der Frau“ wird von Johanna Wäscher und Wilh. Stavel besprochen; die außerhäusliche Erwerbstätigkeit der Frau ist den damit verbundenen Schattenseiten wird hier von zwei verschiedenen Gesichtspunkten aus kritisch beleuchtet. — Wolfgang Schumann bringt einen Beitrag über „Musik als Kritik“ und untersucht die Frage, wie weit Musik zur Gesellschafts- und Weltkritik geeignet sei. — Hans Dertter berichtet in einer Abhandlung „Zur Entwicklung des höheren Schales“ ausführlich über die neuen Meinungen, die um die Lösung dieser Fragen miteinander kämpfen, und stellt die Ansichten für und gegen das Gymnasium, für und gegen die Antike,

**Magisches Quadrat.**

B	E	E	H
N	N	O	O
O	O	R	R
R	R	Z	Z

1. Gemütsregung
2. Musikinstrument.
3. Pflanze.
4. Bergwerk.

Die Buchstaben im Quadrat sind so zu ordnen, daß die vier waagrechten Reihen gleichlautend mit den vier senkrechten sind. (Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Silbenversteckrätsels in voriger Nummer. Allen trauen ist ebeno schlunn, wie feinen trauen.